Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 21

Artikel: Freiligrath und die Schweiz

Autor: Korrodi, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748178

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freiligrath und die Schweiz.

Zum 100. Geburtstag Freiligraths, 17. Juni.

Von **Eduard Korrodi.**

Gottfried Keller hegte die Absicht, von den Tagen zu erzählen, da Herweghs dichterische Eloquenz der Explosionsstoff wurde, an dem sein eigenes poetisches Ingenium sich entzündete. Aus dem Rohmaterial von Briefen, mit denen Bächtold und Buchner das Zeitbild der politischen Dichterflüchtlinge rekonstruierten, hätte er sprühendes, atmendes Leben geschlagen. Die Geberde jener Zeit wäre sichtbar geworden. Wo jetzt die Famulusseele mühsam zusammenrafft in vergilbten Blättern „als den heiligen Bronnen", hätte G. Keller aus den Schachten der eigenen Erinnerung Erlebtes und Persönliches schenken können. — Wir wären um einige biographische Klischees ärmer, um kostbare Radierungen von seltenen Charakteren reicher; leibhaftig erstände Herweghs Maske vor uns; wie anmutig hätte Keller die Silberschalen seines Spottes ausgegossen, wenn er Poesie und Leben des Dichters konfrontiert, neben ein Revolutionsgedicht Herrn Herwegh mit seinem Livreebedienten, neben eine Rheinhymne den Dichter gezeichnet haben würde, wie er vom Champagnerglase den Schaum bläst und den Deutschen — die deutsche Rebe läßt. Follen, dem Protektor seiner Poesie gälte eine distinguierte Reverenz, nicht ohne, daß er auch von seinem theatralisch getragenen Scholarenmantel und seiner Arbeit am Pfluge, dem Hifthorn seiner Gattin gebührend Notiz genommen hätte.

Und Freiligrath! Seiner hätte er gedacht, als des einzigen großen Charakters, als desjenigen, dem er ein Leben lang Freundschaft hielt. — Und ich zweifle nicht, daß er für Freiligraths Dichtung eine Formel suchend, seine eigene Dichterwerdung unversehens erzählt hätte, daß der Überwinder der politischen Leitartikelpoesie eine Bresche geschlagen hätte in jene gedankenfaule Ästhetik, die das Problem der politischen Dichtung — der Freiligrath, Herwegh, Dingelstedt — mit dem Wort des von allen Weingeistern umnebelten Brander im Auerbachschen Keller „Politisch Lied — ein garstig Lied" klipp und klar gelöst zu haben meint. Die Lyrik, die inbrünstiglich nach der Fernwirkung der Jahrhunderte lechzt, muß aus den innersten, elementarsten Erlebnissen des Menschen hervorquellen. „Verlangte ich zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage und Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen". — So vollzog sich die Geburt Goethescher Lyrik. — Es liegt im Wesen des Lyrikers, daß er ein großes Gefühlszentrum sein, sich als Makrokosmus fühlen muß, und die große Welt nur Daseinsrecht von ihm und seiner Gnade empfängt. Die Natur ist nur die

Guirlande zu seinem Gefühl. Ist es umgekehrt, wird dieses subjektive Verhältnis gestört, so entsteht jene deskriptive Naturpoesie, die sich kalt wie Marmor anfühlt, weil kein Pygmalion sie mit heißem Lebensatem durchflutet. — Allein es gibt dichterische Epochen, in denen nicht das Erlebnis des einzelnen, sondern ein allmächtiger Zeit- und Kulturwille das große Zeiterlebnis gibt. Da wird der Dichter Totengräber vergangener Formen und Herold der neuen, da schrumpft sein persönliches Erlebnis pygmäenhaft zusammen gegenüber dem machtvollen eines ganzen Volkes; da ächzt und stöhnt und knirscht nicht eine Seele, sondern die Seele von Tausenden. Der Dichter „erlebt" die Zeit; das Liebeslied erstirbt ihm auf den Lippen; er vergöttert die Poesie der Zwecke. — Sie wird eine politische Fanfare, sie ist in jedem Momente Marquis Posa, und noch mehr, sie lästert wie ein Pamphlet, sie zeigt den Giftzahn der Satire, wird Staatenprotokoll, guillotiniert antiquierte politische Begriffe, sie ist Beredsamkeit — alles in Versen. Da der Trommelwirbel der politischen Dichtung erschallt, hält auch fast zur gleichen Zeit die deutsche Eloquenz ihre ersten parlamentarischen Jungfernreden. — Atemlos lauscht das Volk, es knirscht wie seine Dichter, es wärfe die Kronen in den Rhein; aber wenn die erhitzte geistige Temperatur nachgelassen, wenn das Volk aus den Fieberträumen erwacht, liegt diese Poesie entseelt da; sie war ja das geniale punktuelle Aufflackern dieses Zeitmomentes; es waren, nehmt alles nur in allem, versifizierte politische Parolen, „Reden an die deutsche Nation". — Das heißt, jene politischen und sozialen Gedichte ausgenommen, in denen der Gedanke in eine unvergeßliche Anschauung geprägt war. Wem solches gelang? Nur dem Dichter, eigentlich nur Freiligrath, der, bevor seine politischen Raketen aufstiegen, die Gesellenstücke der vollen Beherrschung des dichterischen Handwerkes geleistet hatte. — Seine dichterische und geistige Entwicklung vollzog sich, trotz des Widerspruches, den seine von Herwegh maßlos angegriffenen Verse:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

zu bergen scheinen, ohne Kompromisse, ohne Bücklinge, ohne Kniffe. Die Pension des Königs — sie war karg genug — bezog er nur, bis seine politischen Ideale neu geboren waren. Die Opposition steckte ihm im Blute. Seine Gedichte waren ja schon Revolution; nach neuen poetischen Horizonten stürmend, trug ihn die Phantasie vor Mekkas Mauern wie in die Tropen. Man hört den von Leuthold im Gedicht „Nach Süden" wiederholten Tadel:

Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt, ich säng im Sand der Wüste
Gelehnt an eines Hengstes Bug. —

Den Palmen gilt seine Liebe („Meine Stoffe"), trotzdem ihm die Freiheitsdichtung als deutsches Kraftsymbol die Eiche pries. — Revolutionär war seine künstlerische Optik. Er sah nicht mehr in zahmen Farben, war nicht verliebt in „die blaue Blume", ihn berauschte der Klang fremder Wörter, er prüfte ihren akustischen Wert und freute sich ihres exotischen Zaubers. Der Rasen in der Oase erscheint ihm:

Gleichwie in mitten von Topasen
Ein grüner funkelnder Smaragd. —

Und oft geschah es, daß seine Feder schrieb, was der Pinsel malen sollte. — Liegt nicht ein nackensteifer, künstlerischer, revolutionierender Trieb auch darin, daß er im Reim sein souveränes Spiel trieb, in kühner Verwegenheit ihn mit neuen, kaum geahnten Verbindungen gehaltschwer machte? — Der nächste Schritt war dichterisch ausgedrückt im „Glaubensbekenntnis" von 1844. — Dichterisch, das heißt, die Verse sind mit sinnlicher Energie belastet; ihre Erscheinungsform ist plastisch. Wenn „Deutschland Hamlet" genannt, und nach den tatenlosen Akten eine Tat verlangt wird, ist für uns die notwendige dichterische Transubstantiation einer Idee vollzogen. Und wenn die soziale Frage das Dichterwort heischt, so bildet Freiligrath eine Szene, in der keine Bravourrede erkältet, sondern ein armer Weberknabe, von süßer Hoffnung geschwellt, sein „Rübezahl" in die Berge ruft, um schließlich zusammenzubrechen in dem geprellten Glauben an eine rettende Macht. — Kein ästhetischer Kanon schiert ihn, er ergreift eine Handvoll brutaler Wirklichkeiten und leiht ihr den Vers. Alles ist dichtbar; die Triumphe der Technik, wie in Anastasius Grüns „Schutt" und in jener beherzten, von Gegenwartsfreude getränkten Antwort G. Kellers an Justinus Kerner, sprechen bei Freiligrath:

O Deutschland, ein Erheben, o Deutschland, eine Tat!
Die Eisenbahnen pfeifen, es zuckt der Telegraph.

Im März 1845 betritt Freiligrath Schweizerboden; 1844 hatte er Hutten besungen, 1845 konnte sein Blick auf „das liebliche Idyll" von Meyenberg bei Rapperswil schauen. Hier rastete er fast ein Jahr, glücklich unter den Leuten, die er wiedererkennen wollte aus Pestalozzis Werk, dem er die Verse weihte:

Nach diesem auch hat Pestaluzz geschrieben
Von tüchtigen Herzen unter schlichtem Kittel,
Wie die Geringen dulden, hoffen, lieben.
Lienhard und Gertrud ist des Buches Titel.

Gottfried Keller hat ihm begeisterten Gruß entboten in jenem Gedicht: „An Ferd. Freiligrath bei seinem Eintritt in die Schweiz".

Wir reichen dir die pulverschwarze Hand,
Der Trommelschlag verschlingt die Freundesgrüße
Und ringsum loht des Hasses roter Brand.

Sieh, wo Dir mag ein stilles Plätzlein taugen:
Du trittst hier in der Freistatt Werkstatt ein,
Wo zornig ihre Essen sprühn und rauchen.

G. Keller suchte in dem später verworfenen Gedicht Freiligraths dichterische Struktur zu begreifen, aber in Wirklichkeit setzte er den Bohrer an seine eigene Individualität. Er spricht von zwei Genien, die an der Wiege jedes Dichters stehen, die eine mit krystallheller Schale, — die Wirklichkeit — die andere mit einer Schale, in der „des Mondes Zitterschein" fällt — die Romantik. Die harmonische Vereinigung beider erscheint ihm notwendig; denn so hatte er ja selber in sich jene prachtvolle Assimilation von Romantik und Wirklichkeitsfreude vollzogen. Die Dichter vor G. Keller hatten nur die liebevolle Versenkung in vaterländische Vergangenheit von der Romantik bezogen und unendlich variiert — so z. B. in den „Alpenrosen". (Beiläufig bemerkt, ist schon klipp und klar das Zugeständnis, daß die Schweiz kulturell eine geistige Provinz Deutschlands sei, in dem Geleitwort zu den „Alpenrosen" zu finden; Vetter und Bächtold konnten dort, wenn ich A. Vögtlins Notiz der Nummer vom 15. Mai der Berner Rundschau ergänzen dürfte, dort sogar die direkte, erste Prägung des Satzes finden.) Sie ließen sich weder von den romantischen Doktrinen bestechen, noch haben sie mit den Herzensergießungen Wackenroders sympathisiert. — G. Keller hatte Grund, seinen Dank an Freiligrath abzutragen, sieht man doch — um A. Frey im Worte zu folgen, der Substanz und Form der Kellerschen Lyrik in dem, was sie an Erborgten individuell umprägte, meisterhaft charakterisierte — „durch die Textur mehr als eines Kellerschen Gedichtes Gebilde Freiligraths durchschimmern". Nicht bloß, daß er gedankliche Anleihen bei ihm macht, deren Nachweise A. Frey überzeugend bringt, sondern er nimmt eine programmatische Parole Freiligraths auf, nimmt ihr den hyperbelhaften Grundton und biegt sie optimistisch um. Es ist die Antwort auf Freiligraths in der Schweiz entstandene Gedichte „Ça ira". Dem Dichter, dessen Oppositionslust in der Schweiz sich verschärfte, und der selber ins Piratenschiff der Revolution ging:

Drum in die See und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

antwortet G. Keller mit seinem „Ça ira":

„Es wird schon gehn", ruft in den Lüften
Die Lerche in den frühen Tag;
„Es geht", erwidert in den Grüften,
Aus Gräbern auf ein Donnerschlag!
„Es wird schon gehn!" rauscht in den Bäumen,

Und wie ein milder Flötenton
„Es geht schon“, lispelts' in den Träumen
Der Fieberkranken Nation. —

Das klingt gedämpfter. Neben dem Republikaner Keller erscheint Freiligrath als Jakobiner. Er berauscht sich an dem Worte Republik, und in einem neunstrophigen Gedicht eilt ihm das Wort ein halbes hundertmal auf die Lippen. — Man verwundert sich füglich, wenn man Freiligrath, der in der Schweiz sich immer sehr taktvoll benahm, gegen seine Landsleute wie gegen die Schweizer, von der äußersten Linken der Flüchtlinge einen „reaktionären Liberalen“ charakterisieren hörte. Die theatralische Geberde blieb ihm immer fern. In Rapperswil stach er Spargeln und schrieb die glücklichsten Briefe an seine Freunde. — Dieses sein schnörkelfreies Wesen, das als romantische Reminiszenz einzig die Dichtermähne behielt, machte ihn G. Keller wert. Das Solide seiner Natur zog an. Freiligraths Ahnung:

Mir ist, als müßt ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

erfüllte sich noch 1846. — Die Trennung von dieser kurz genossenen Wahlheimat, in der er während der Ungewißheit über das Los der Freischaren mitgefiebert und mitgezittert hatte (Brief an K. Buchner, 12. April 1845), wurde ihm nicht leicht. G. Keller sah er noch einmal in Köln; humorvolle Episteln von Heidelberg und Berlin erfreuten Freiligrath von Keller je und je. Sie bersten von tollen Witzen und feinen Allusionen. Auch das konnte Keller nur ehrliche Achtung abtrotzen, daß Freiligrath im Comptoir in England die Wechsel der Genfer Bank unterschrieb, und später über ostindische Foulards korrespondierte, ohne mit den Zähnen zu knirschen über diesen Broterwerb: „Dieses ist auch Poesie, denn es ist das Menschenleben“. Auch in der Fronde der Geschäftsarbeit schmiedete Freiligrath tapfere Verse, die immer stärker wurden in der politischen Bejahung und dem Glauben an die Zukunft. Nach Freiligraths Tod verband ein anmutiger Briefwechsel G. Keller mit Freiligraths Gattin und ihrer Schwester Marie Melos, die Goethe als Kind auf den Knien gewiegt. Am zweiten Tage nach dem Tode von G. Kellers Schwester starb auch Marie Melos. Die gegenseitige Kunde besiegelte diesen Briefwechsel, der nur einmal im Jahr, am Geburtstage, den Ida Freiligrath und Keller gemeinsam teilten, erfolgte. Die Erinnerung an den wackern Freiligrath gab ihm die Weihe. —

Es besagt nicht wenig, was die schlichten Worte Kellers an den damaligen Inhaber des Goeschenschen Verlags über Freiligrath rühmten:

„Er ist einer der wenigen Menschen, die mir trotz des schwachen Verkehrs immer gegenwärtig sind, und mir niemals andere als angenehme und erfreuliche Empfindungen erweckten“.

Nicht bloß G. Keller hat, als seine Dichterkräfte noch gebunden waren, „seines Geistes einen Hauch verspürt“. Auch der in den Tropen wandelnde Schweizer Dranmor schlug Freiligrath auf und fand bei ihm die farbenreiche Schilderung dessen, was sein Auge für ihn sah. Von H. Leuthold meint Freiligraths neuester Biograph J. Schwering, er habe seinen „Hannibal“ mit tönenden Reimen Freiligrathscher Prägung geschmückt. — In seinem Sonett auf ihn hat er, der Ästhet, vorwurfsvoll Freiligrath gefragt: „Auch du singst revolutionäre Psalmen?“ Geibel und Leuthold verziehen ihm die zweite Periode nicht. C. F. Meyer, den die fast jede Konkurrenz ausschaltende französische Dichtung klassischer Prägung für die deutsche Literatur zum Eklektizismus verleitete, hatte dennoch Freiligrath genannt unter denen, die ihm das Himmelreich der Poesie auf die Erde brachten.

Über den Unterschied zwischen „Geschwindigkeit“ und „Schnelligkeit“.*)

Von Dr. **Wilhelm Kaiser.**

Es ist bekannt, daß, wenn man durch das Mikroskop bewegliche Körper betrachtet, die an diesen beobachtete Geschwindigkeit nicht ihrer wahren Geschwindigkeit entspricht. Wenn z. B. ein Bazillus in einer Sekunde unter dem Mikroskope ein hundertstel Millimeter in der Sekunde zurücklegt, wofern man diesen Weg durch mikrometrische Messung sicherstellt, so ist dessen Geschwindigkeit bei einer tausendmaligen Vergrößerung scheinbar eine tausendmal so große, weil die Zeit dieselbe bleibt, der zurückgelegte Weg aber durch das Mikroskop entsprechend vergrößert wird. Ich habe hier an keinen bestimmten Bazillus und an

*) Wir geben hier die in biologischer und kosmologischer Hinsicht sehr interessanten Ausführungen des bedeutenden Wiener Gelehrten mit Vergnügen wieder, weil sie in anschaulicher Weise einen merkwürdigen Irrtum unserer Vorstellungswelt richtig stellen, ein Irrtum, dessen Diskussion momentan zur Zeit des Kometen Halley und der daraus sich ergebenden allgemeinen Beschäftigung mit kosmologischen Dingen, von besonderem Interesse ist. Die Schriftleitung.